

[Nachdruck verboten.]

80]

Das Gemeindegeld.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

15.

Um Mitternacht wanderte Pabel nach Hause. Es war kalt und sternhell. In der Nähe der Kirche begegnete er dem Nachtwächter Much, der ihn mit einer gewissen scheuen Verbindlichkeit grüßte und zu ihm sagte: „Unsere Hunde haben just einen fremden Hund erbissen. Verfluchtes Vieh, hat sich gerauft wie der Teufel.“

„Auch einer gegen eine ganze Menge,“ dachte Pabel, und als er beim großen Ziehbrunnen anlangte und über ein Ding stolperte, das auf dem Boden lag, freute er sich, daß er es unter seinem Fußtritt wimmern hörte. Er zog den Hund aus der Blutlache, in der er lag, schöpfte Wasser und schüttete den vollen Eimer über ihn aus. So viel er in der Dunkelheit wahrnehmen konnte, war der unvorsichtige Eindringling übel zugerichtet. Grausam hatte sich an ihm der tierische Patriotismus bewährt, dem der blinde Zug zum Einheimischen blinden Haß gegen das Fremde bedeutet.

Der Hund gab kein Zeichen des Lebens mehr; Pabel ließ ihn liegen und setzte seinen Weg fort. Bald jedoch bemerkte er, daß das Tier ihm nachkroch, mühselig den Berg hinauf; er wehrte ihm nicht, ließ sich seine Begleitung gefallen und daheim angelangt, pflegte er es trotz des Ekels, den seine außergewöhnliche Gäßlichkeit und seine klaffenden Wunden ihm einflößten.

Am nächsten Tage ging er wie an jedem andern Wintertag hinüber in die Fabrik. Die Arbeit kam ihm heute schwer an; in seinem Kopfe war es schwül, und der ganze Körper schmerzte. Bei der Heimkehr am Abend erwartete er, eine Borladung zum Bürgermeister zu finden; sie war nicht da und kam auch später nicht.

In der nächsten Zeit, so oft er an einem seiner Feinde vorbeikam, machte er sich auf einen Angriff gefaßt und bereit zur Gegenwehr. Aber jedesmal umsonst. Niemand schien Lust zu haben, mit ihm anzubinden. Fürchteten sie ihn? Sie alle zusammen ihn allein; waren sie so feig? Oder gedachten sie nur, ihn sicher zu machen, und warteten auf eine Gelegenheit, sich zu rächen, — waren sie so schlecht und tückisch? — Jedenfalls wollte er keinen Augenblick unterlassen, auf seiner Hut zu sein, nie vergessen, daß er unter lauter Gläubigern wandelte, die eine böse Schuld bei ihm einzufassieren hatten. Inzwischen verging der Winter, ohne daß es zum Ausbruch von Feindseligkeiten gegen ihn gekommen war. Er konnte unangefochten in seiner Hütte hausen; — ihr Anblick, der so viel Mißgunst erweckt hatte, ließ die Leute jetzt gleichgültig. Im stillen staunte sogar mancher über den Hauch von Wohlhabenheit, der sich allmählich über die kleine Ansiedelung breitete.

Pabel hatte sein Haus ringsum mit einem Zaun aus Kreuzweiss gesteckten Weidenruten umgeben, hinter dem er Gemüse zog. Alles gedieh, dank seinem unermüdlischen, eigenfinnigen, seinem eisernen Fleiße. Das Fichtenbäumchen, das einzige, das den Angriffen der Uebelwollenden widerstanden, hatte es glücklich bis zum Soldatenmake gebracht; es guckte mit dem Wipfel in das Fenster an der Seite der Hütte hinein. Ein stämmiges Ding von einem Bäumchen, mit breiten Ästen, die es trotzig von sich streckte, und das sich, so jung es war, schon einen weichen Moosbart angeschafft hatte. Das ganze Anwesen, die Hütte mit ihrem schiefen Dach, der Fichtenbaum daneben, der Zaun davor, nahm sich aus wie ein Wildchen, das Kinder entwerfen bei ihren ersten Versuchen in der Zeichnung. Auf der Schwelle, unter der der Stein eingegraben war, der Pabel immer mahnen sollte an Haß und Verachtung gegen seine Mitmenschen, lag sein neuer Hausgenosse, sein bissiger Hund, den er in unbewußtem Humor „l'amour“ genannt. — „L'amour“, nach Pabels Orthographie: Lamur, hatte die Größe eines Sühner- und den Knochenbau eines Fleischerhundes; seine breite Nase war von Natur aus gespalten, was ihm etwas sehr Unheimliches gab; beim geringsten Anlaß bleckte er die Zähne und sträubte sein kurzes schwarzes Haar. Ein bitterer Groll gegen alles Lebendige

schien unablässig in seiner Seele zu gären. Nie ließ er sich in eine Liebesaffäre ein; Hund oder Hündin waren ihm gleich verhaßt, und er mußte sich beiden Geschlechtern gleich fürchterlich zu machen. Nur eine tiefe, stille, an Äußerungen arme Anhänglichkeit kannte er, die an seinen Herrn. Stundenlang saß er vor dem Hause, ohne den Blick von dem Wege zu wenden, auf dem Pabel kommen mußte. Sah er ihn endlich, dann verrieten höchstens einige Freundenschauer, die ihm über die Haut liefen, und ein kümmerliches Wedeln des kurzen Schwanzes etwas von den Gefühlen seines Innern. So wenig Zärtlichkeiten Lamur spendete, so wenig wurden ihm zuteil; aber sein Futter erhielt er gleich nach der Heimkehr seines Herrn und bevor der noch einen Bissen zu sich genommen hatte.

Aus der ungetrübten Gemütsruhe, in der Pabel seit einigen Monaten dahinlebte, wurde er durch die Ankunft eines Briefes seiner Mutter gerissen. Noch hatte er ihr letztes Schreiben nicht beantwortet, und nun kam dieses nach fast einjähriger Pause und enthielt weder eine Klage noch einen Vorwurf; es wiederholte nur die Bitten, von denen schon das frühere erfüllt gewesen, Bitten um Nachrichten von den Kindern, und schloß ebenfalls wie jenes und wie alle seine Vorgänger mit den Worten: Mir geht es soweit gut.“ Dann folgte die Unterschrift und endlich eine Mitteilung, die von der Schreiberin bis zuletzt aufgespart und dann an den äußersten Rand des Papiers verwiesen worden, wo sie wie zagend und verschämt stand. „Heut über 14 Monat is meine Strafzeit aus.“

Das war am Abend des sechsten März.

Pabel rechnete an seinen Fingern. Im Mai des nächsten Jahres wird sie also kommen, um mit ihm zu hausen, die Mutter. — Die Mutter, die Genossin eines Raubmörders, die vor Gericht, gegen die furchtbare Anklage, die Teilnehmerin seines Verbrechens gewesen zu sein, keine Silbe, keinen Laut der Entwendung gefunden hat — nie! . . . Plötzlich erwachte in ihm der Gedanke: Wie ich! . . . Auch er hatte vor Gericht nicht gelehnet, auch er sich nicht entschuldigt. Weil er nicht gekonnt hätte? Nein — weil er nicht gewollt. Vielleicht — unaussprechlich tröstend, sein ganzes Innere erhellend, überkam es ihn: Vielleicht hätte auch sie gekonnt und hat es nicht gewollt. —

Noch am selben Tage schrieb er an seine Mutter; aber er schämte sich, ihr einzugestehen, daß er von Milada nichts wisse und beschloß, seinen Brief erst abzuschicken, wenn er sich die Möglichkeit verschafft haben würde, Kunde von seiner Schwester zu geben, sollte es auch nur die kurze, farge sein: Milada ist gesund; sie läßt euch grüßen.

Der graue Morgen fand ihn auf der Wanderung nach der Stadt, und so früh kam er vor der Klosterpforte an, daß er lange nicht wagte zu schellen. —

Er lehnte sich an die Mauer des großen Hauses, dessen Dach das Liebste barg, das er auf Erden besaß. Das einzige ihm nahestehende, ihm teure, das rein und unentweicht geblieben war, das einzige, an dem sein ganzes Herz hing, — die Schwester, die sich freiwillig von ihm abgewendet hatte.

Die Glocken der Klosterkirche läuteten zur Messe, feierliche Orgeltöne erklangen, und ein Gesang erhob sich so hell, so weich, wie die leise bewegte Luft, die ihn auf bebenden Schwingen herübertrug aus der Ferne. . . . Aus einem irdischen Himmel dachte Pabel — aus einem Reich der Seligen und Friedfertigen, zu hoch, um auch nur von der Sehnsucht eines mafeellosen Erdentindes erreicht zu werden; zu hoch, zu hehr, um ihm anderes einzulösen als Ehrfurcht und Anbetung.

Allmählich hatte sich um Pabel eine kleine Versammlung von Leuten und Kindern gebildet, ständigen Kostgängern des Klosters, die auf Einlaß warteten. Als er ihnen gewährt wurde, schloß sich Pabel als der letzte ihrem Zuge an. Die Pfortnerin wies die Armen an einen Tisch, auf dem ein Frühstück für sie bereit stand, und richtete an Pabel, der am Eingang stehen geblieben war und sich nicht rührte, die Frage: „Was wollen Sie?“

Und er, obwohl ihm war, als würde er an der Gurgel gefaßt und gewürgt, brachte doch die Worte heraus: „Ich heiße Pabel Solub.“

Eine dunkle Röte überflog das strenge Gesicht der Pförtnerin: „Ach ja,“ sagte sie; die unangenehme Erinnerung an Babels ersten Besuch dämmerte in ihr auf.

„Ich bin,“ nahm er wieder das Wort, „der Bruder der Kleinen Milada.“

„Ach ja, ach ja — und Sie möchten Ihre Schwester sehen?“ setzte sie überstürzt hinzu.

Nein, zu einer so kühnen Hoffnung hatte er sich nicht verstiegen; erst bei dieser Frage flammte sie in ihm auf und trieb ihm schwindelnd das Blut zu Kopf. „Ob ich möchte?“ stammelte er, „freilich — und viel!“

Die Pförtnerin wurde der Uebereilung inne, die sie begangen hatte und sagte verlegen:

„Es ist aber kein Einlaß zu dieser Stunde; es ist heute überhaupt kein Einlaß und . . . Aber da ist Mutter Afra,“ unterbrach sie sich . . . „warten Sie ein wenig.“

Sie ging einer alten Klosterfrau entgegen, die, gefolgt von zwei Dienstmädchen, die in die Halle führende Treppe heruntergeschritten kam. Babel erkannte sie sogleich; es war das Fräulein Dekonomin, das einst ein so wichtiges Wort gesprochen hatte in der Sache, an der ihm damals sein ganzes Heil zu hängen schien. Die Pförtnerin sprach leise zu ihr, und Babel konnte nicht zweifeln, daß von ihm die Rede war; denn Fräulein Afra hatte, während sie schweigend zuhörte, den Blick wiederholt und mit großer Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet.

Nun winkte sie ihn heran, fragte melancholisch lächelnd, ob er wirklich Babel Golub sei, und sagte, als er es bejahte: „Schwer zu glauben, so sehr haben Sie sich verändert. Und was bringen Sie uns Gutes?“

Rasch, wie sie entstanden, war Babels Hoffnung auf ein Wiedersehen mit seiner Schwester erloschen, und er wagte nicht einmal zu gestehen, daß er sie gehegt hatte. Einer Stube voll roher, halb betrunfener Gesellen hatte er den Meister gezeigt; diese alte Frau in ihrer heiteren Würde, mit der milden Freundlichkeit in den leidverklärten Zügen, schüchtern ihn ein. Unterdrückten und bewegten Tones antwortete er:

„Ich bring einen Gruß von der Mutter an meine Schwester Milada und möchte auch fragen“ . . . seine Stimme wurde beinahe unhörbar, „wie es meiner Schwester geht?“

„Die Frage können wir beantworten, nicht wahr, Schwester Cornelia?“ wandte Fräulein Afra sich an die Pförtnerin. „Ihre Schwester ist gesund an Leib und Seele, dem Himmel sei Dank, der sie geschaffen hat zu unserer Freude und Erbauung. Was den Gruß betrifft, da müssen wir erst Erlaubnis einholen, ihn zu bestellen, nicht wahr, Schwester Cornelia?“ Ihr Auge ruhte wohlwollend auf Babel, während er immer noch schwer beklommen sagte:

„Ich möchte auch gern der Mutter schreiben, daß die Schwester sie grüßen läßt.“

„Ja so,“ versetzte Afra, „nun, auch das kann bestellt werden — nicht wahr, Schwester Cornelia? Nur ein wenig gedulden müssen Sie sich. Haben Sie Zeit, sich zu gedulden?“ setzte sie scherzend hinzu, nickte mit dem Kopf und schritt weiter an Babel vorbei, der sich ungeschickt, aber tief vor ihr verbeugte.

(Fortsetzung folgt.)

Rekrut Vogt.

Von Karl Donsky.

(Schluß.)

Zum Nachmittagsdienst, dem angelegten Zielen, hatte sich der Herr Hauptmann ebenfalls eingeschunden, und nachdem die einzelnen Korporalschaften ihre Plätze eingenommen hatten, berief er die Unteroffiziere zu sich, um ihnen noch einige Anweisungen zu geben.

„Sehen Sie vor allen Dingen auf die Schießstellung, das ist sehr wesentlich. Die Kerls stützen sich immer noch auf den hinteren Fuß. Wenn dann der Schuß losgeht, sieht es aus, als ob sie auf den Rücken fallen wollten. Vornerein legen müssen sie sich, dann muß auch das Gewehr fest eingezogen werden, — so — nicht so — oder gar so —!“

Damit hatte er einem der Unteroffiziere schon den Schießprügel entrissen und hantierte nun in geradezu gefährlicher Weise und unter furchtbaren Körperverrenkungen mit ihm herum, um den Korporalschaftsführern mindestens ein Duzend verkehrte Anstandsstellungen vorzuführen, die diese von ihren Zöglingen fast täglich und mindestens ebenso gut zu sehen bekamen.

So — und jetzt gehen Sie zu Ihren Abteilungen und üben Sie fleißig, damit wir morgen ein gutes Resultat erzielen.“

Bald erschallte auch der Kasernenhof von diversen Kommandos.

Prütschen wurden herbeigeschleppt, Matten gelegt und Scheiben aufgestellt. Hier ließ ein Unteroffizier seine Leute Schießstellung einnehmen und erläuterte ihnen sodann ihre Fehler, indem er sich bei jedem Satz auf den Herrn Hauptmann berief.

Der Kulide steht da wie ein Hölertweib. Mensch, steden Sie doch bloß den Bauch nicht so weit vor, da kömt Ihr wieder mal sehen, wie man es nicht machen soll. — Der Herr Hauptmann hat es übrigens vordrin auch gezeigt.“

Nebenan fuhr Herr Sergeant Krüger wie ein wild gewordener Besenstiel umher.

„Das nennt Ihr Anschlag? Himmelherrgottsaframent, verhungern laß ich Euch in dieser Stellung, fest einziehen sollt Ihr den Kolben. Vogt, Ihre Mündung wackelt ja wie ein Lämmerchwänzchen. Nennen Sie das etwa zielen, Kerl. Sie sind ja schon längst nicht mehr auf der Scheibe, wo zielen Sie denn hin?“

„Bier kurz, Herr Sergeant!“

„In die Traversen zielen Sie, von Scheibe keine Spur! Wo haben Sie bloß Ihre Augen? Mann, ich fresse Sie auf, wenn Sie nicht bald vernünftig werden!“

Vogt zitterte vor Erregung, der Sergeant sagte nicht die Wahrheit, aber wer konnte es ihm beweisen? Also mußte er sich wehrlos beschimpfen und verläumdern lassen. Wie durch einen rötlichen Schleier sah er vor sich die Scheibe, neben sich das grimmig höhnische Gesicht Krügers und etwas weiter seitwärts den auf und ab gehenden Hauptmann. Alles schwankte vor seinen Augen und mechanisch setzte er sein Gewehr ab.

Sprachlos starrte ihn Herr Sergeant Krüger an. Seine Augen rollten wild und die Schnurrbartshaare kräuselten sich merklich, dann aber brach er los und ein schweres Gewitter entlud sich über sein Opfer.

„Habe ich absetzen kommandiert? Anschläge, sage ich, oder der Teufel soll Ihnen in den Leib fahren, das ist ja eine Frechheit, die in der Weltgeschichte nicht ihresgleichen hat.“

„Was ist denn wieder mit dem Vogt?“ fragte der Hauptmann, den das Schimpfen des Sergeanten herbeigelockt hatte.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, der Vogt zielt unter aller Kanone, obwohl ich ihn schon eine halbe Stunde torggiere.“

„So, der Kerl fällt dauernd auf. Mir scheint fast, als ob böser Wille dahinter steckt. Beobachten Sie ihn genau, und wenn er sich nicht bessert, exerziert er einfach nach,“ damit entfernte sich der Alte, um seine Aufmerksamkeit einer anderen Abteilung zuzuwenden.

„Na warte, Würschchen, jetzt sprechen wir uns,“ plüßerte Krüger heiser. Laut fuhr er fort:

„Müßt Euch! Jeder übt für sich; aber gebt Euch Mühe. Vogt, vortreten, anschlagen!“

Vogt gehorchte. Umständlich befestigte sodann der Sergeant den Zielspiegel auf den Lauf.

„Zehn hoch zielen!“

Vogt zielte, kaum aber hatte Krüger in den Spiegel gesehen, da brüllte er auch schon los: „Was, das ist zehn hoch? Treffer rechts allenfalls, mehr nicht. Und wie der Lauf schwankt! Sie graßen ja mit Ihrem Feuerrohr die ganze Scheibe ab. Wollen Sie jetzt endlich mal so freundlich sein und einen Zielpunkt fassen?“

Bleich, mit zusammengepressten Lippen und halbgeschlossenen Augen stand Vogt da. Tiefer und tiefer sank die Mündung seines Gewehrs. Da zuckte ein höhnischer Strahl über das niederträchtige Gesicht Krügers.

„Du hast wohl keine Lust, mein Sohn? Dir scheint schlecht zu werden. Na, ich krieg' Dich wieder munter. Wir machen heute noch einen kleinen Strahl,“ zischte er dem Halbhochnächtigen ins Ohr, dann wandte er sich kurz und schritt auf den Hauptmann zu, dem er die Meldung machte, daß Vogt seine Befehle nicht mehr ausführe.

„Das wird ja immer schöner!“ rief dieser, indem er, so rasch es seine kurzen Beine erlaubten, auf den Rekruten zustrebte.

„Warum führen Sie gegebene Dienstbefehle nicht aus?“

Vogt schwieg. Apathisch starrte er ins Weite. Kaum, daß er die Frage des Hauptmanns gehört hatte. Sollte er ihm vielleicht antworten, daß er jeden Befehl des Korporals ausgeführt habe? Es wäre zwecklos, kein Mensch würde ihm Glauben schenken.

Forciert blickte der Hauptmann dem Rekruten ins Gesicht. Seine Blässe und die schlaffe Haltung fielen ihm auf.

„Sind Sie krank,“ frag er halb teilnehmend.

„Nein, Herr Hauptmann.“

„Im — ja. Sergeant Krüger!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann.“ Der Gerufene särgt dienst-eifrig heran.

„Lassen Sie den Vogt dort in der Ecke für sich zielen. — Aber nehmen Sie sich zusammen und bummeln Sie nicht,“ wandte er sich an den Rekruten.

„So'n Dummel, na, aufgehoben ist nicht aufgehoben,“ murmelte Krüger, indem er einen wütenden Blick auf sein Opfer warf. —

Vergleichschießen sind im militärischen Leben Ereignisse ersten Ranges, die ihre Schatten auf alle Chargen werfen. Setzt der Soldat seine Ehre in die Erringung einer möglichst hohen „Nummer“, so fühlt sich der Korporal in seiner Würde wesentlich gehoben, wenn seine Abteilung die erfolgreichsten Schützen der Kompanie aufweist, die Zugführer wollen ebenfalls voreinander glänzen und für den Hauptmann bildet das gute Schießresultat seiner Kompanie einen wesentlichen Faktor im dienstlichen Leben. Kein Wunder

dabei, daß am Tage eines solchen Ereignisses die geläufigen Kasernenbräuche Kopf gestellt werden. Pflegt der Herr Korporal seine Abteilung auch sonst nach allen Regeln der Kunst zu „schleifen“, ist er sonst schier unerschöpflich in der Erfindung zoologischer Bezeichnungen für seine Untergebenen, an diesem Tage verwandelt sich der reizende Wolf in ein sanftes Lämmlein, und die Fürsorge, die er für seine Pflegebefohlenen bekundet, ist wahrhaft rührend.

„Habt Ihr auch alle gut gefrühstückt?“ frug Sergeant Krüger so sanft, als führe ein Kollwagen über Kopfpflaster. „Sie müssen sich die Tornisterriemen etwas weiter schnallen, Vogt, sonst werden Sie beim Zielen behindert. Sind die Gewehre in Ordnung? — Na, denn stillgestanden.“ — Und er ging, dem Feldwebel das Abrücken der achten Schießabteilung zu melden.

Bald darauf marschierte die Abteilung zum Kasernentor hinaus. Eine Weile ging's im Tritt über das holprige Pflaster der kleinen Stadt, dann nahm sie der prächtige Stadtwald mit seinen schattigen Eichenwipfeln auf, mit seinem Vogelgesang und Bienengehumme. Geräuschlos schritt die Kolonne in dem weichen Moßlande des Waldweges dahin. Man hatte die Gewehre umgehängt und plauderte gemüßlich miteinander.

„Na, Vogt, wenn Du heute Glück hättest, dann hättest Du es geschafft,“ ermunterte Sander seinen schweigsamen Nebenmann.

„Ja, ja!“ Vogt fuhr aus seinen Sinnen auf und sah wirr um sich. „Ja, ich komme heute los.“

„Das war ja gut,“ plauderte Sander weiter, „sieh mal, dann hättest Du beim Alten eine bessere Nummer und das macht viel aus.“

„Ach ja.“
„Und die verfluchte Schleiferei ließe nach.“

„Ja, ja.“ —

Das Gespräch stockte und schweigend schritt man weiter. Da krachte ein Schuß durch die Waldesstille, dann noch einer, jetzt mehrere. Vogt zuckte nervös zusammen. Man war bei den Schießständen angelangt.

Im saftigen Waldesgrün lagerte die Kompagnie unweit der Gewehrpyramiden. Etwas weiter vor ging der Hauptmann auf und ab, von Zeit zu Zeit den Feldstecher auf die Scheibe richtend. Ruhig widelten sich die Geschäfte am Stande ab. Eintönig krachte der Schuß, rief der Schütze das Resultat und wie ein Echo antwortete der Schreiber.

„Wir stehen gut,“ wurde den Ankommenden zugeflüstert. „Reißt Euch man zusammen.“

„Stillgestanden. Augen links!“ Sergeant Krüger meldete dem Hauptmann die Ankunft der achten Abteilung; dieser kam sofort herbei.

„Habt Ihr Eure Speckportionen bei Euch? Eßt sie auf. Bevor Ihr an den Stand tretet, trinkt Ihr etwas Limonade,“ flüsterte er, indem er die Front abschrift und jeden einzelnen scharf ins Gesicht sah.

„Richten Sie sich doch 'n bißchen auf, Vogt. Mein Gott, Sie machen ja ein Gesicht, als gingen Sie zu Ihrem eigenen Begräbnis. Sie werden sich doch nicht vor'm Schießen fürchten?“

„Nein, Herr Hauptmann.“

„Na also. Immer feste getnaht. Winken werden die da unten schon.“ —

„Die ersten vier Mann der achten Abteilung.“

„Los, an die Gewehre. Kammern auf!“

Die Schösser rasselten. Krüger wirft noch einen flüchtigen Blick auf die Gewehre und kommandiert: „Rechts um, marsch!“

„Habt Ihr schon Limonade getrunken?“

Reiß und Postel, zwei Rowdies unter den alten Leuten, stehen mit grinsenden Gesichtern bei einem mächtigen Krüge gesüßten Eßigwassers.

„Der Vogt muß drei Maß saufen, der Kerl siebert ja ordentlich.“

Und Vogt trinkt, trinkt alles, was ihm gereicht wird, und schbannt mechanisch mit den Kammern ab. Am Stande stellen sie sich in einer Reihe auf, die Gewehre und Patronentaschen werden untersucht und jeder erhält einen Rahmen mit drei Patronen. Vogt tritt als erster vor. Er zittert beim Laden.

„Haben Sie sich nicht so, Mann. Es reizt Ihnen ja keiner den Kopf ab“, spricht Feldwebel Warnstein in wohlwollendem Tone.

Vogt hebt das Gewehr, legt an, zielt. Der Schuß kracht. An der Dedung taucht das ominöse schwarze Kreuz auf.

„Tresser, — hm. Wollen Sie nicht lieber noch mal abtreten?“

„Jawohl, Herr Feldwebel.“

„Dann sichern, wegtreten. Nächster Mann!“

Sander tritt an, labet, legt an, feuert.

„Elf kurz. Geht schon. Weiter so.“

Sander zielt. Alles blidt gespannt nach der Scheibe. Da krachen zwei Schüsse zugleich. Pfeifend saust ein Geschöß an den Ohren des Feldwebels vorüber. Mit einem keifen Schmerzschrei bricht Vogt zusammen und wälzt sich am Boden. Alles stürzt herbei. Man verbindet ihm provisorisch die durchschossene Brust und bettet ihn abwärts auf den Rasen. Von der Wache aus wird nach dem Arzt und einer Droschke telephonierte. Vor dem schwach Stöhnenden aber kniet der Hauptmann, der ihn auf seine Weise zu trösten versucht.

„Nu' hab' Dich nicht so, wirst ja nicht gleich sterben. Der Arzt muß ja bald hier sein. Bist ein schlapper Kerl. Was hast Du Dich zu schiefen?“ —

Am Stande aber kracht ein Schuß nach dem andern, eintönig, gleichgültig.

„Möchte bloß wissen, wie der Kerl dazu kam, Schwednig? Lag doch wahrhaftig kein Grund vor“, sagte Leutnant Lemle zu seinem Kameraden. Dieser, ein hochfeudaler Gra, zupfte einen Moment an seinen Rockärmel, dann erwiderte er nachlässig:

„Berrückt, komplett berrückt, lieber Lemle.“

Der Wald in der Geschichte.

Wie sehr der Waldreichtum der Erde schwindet, wird ersichtlich, wenn die Tatsache konstatiert werden muß, daß trotz der immer häufiger werdenden Ersehung von Holz durch Eisen, Blech oder Emaille die Gefahr nicht von der Hand zu weisen ist, daß die Holzvorräte der Welt in den nächsten Jahrzehnten noch mehr zurückgehen, als das in letzter Zeit schon der Fall war. Zwar haben auch frühere Zeiten in den Wäldern des Erdballs ungeheure Verwüstungen angerichtet: Italien, Spanien, ein großer Teil der Balkanländer haben sich bereits im Mittelalter ihrer Wäldungen beraubt, die Chinesen haben weite Strecken ihres Landes entwaldet, und was der Beispiele mehr sind. Aber vor 50 Jahren waren doch noch riesige Gebiete der Erdoberfläche mit Wald bedeckt, die ihm heute verloren haben, namentlich Nordamerika, wo ein arger Raubbau mit den Wäldungen getrieben worden ist. Selbst in Ländern, die eine vorsichtige Waldpolitik treiben, beginnt sich infolge der zunehmenden Bevölkerung und der steigenden wirtschaftlichen Bedürfnisse Holzangel bemerkbar zu machen. In Großbritannien beträgt die jährliche Einfuhr 540 Millionen Mark für den Durchschnitt der Jahre 1904 bis 1908. Ein paar Jahrzehnte zuvor (1889—93) betrug die jährliche Einfuhr von Holz nach Großbritannien nur 360 Millionen Mark. Alle Kulturstaaten werden also ein wachsendes Auge darauf haben müssen, daß sich ihre Holz-einfuhr nicht allzusehr vermindert.

Und nun der deutsche Wald! Man hat sich gern das Germanien unserer Vorfahren als das Land eines einzigen Urwaldes vorgestellt. Mit Unrecht. Der germanische Wald ist von mehr oder weniger Siedlungsbezirken unterbrochen gewesen. Zunächst waren es Steppengebenden, wo sich die Germanen niederließen, wie z. B. die Niederungen der Saale und Elbe, der Ostrand des Harzes, die oberrheinische Tiefebene und das Vorland der Alpen. Die Annahme ist berechtigt, daß der damalige Wald vielleicht fünfzig, vielleicht auch fünfundsiebzig Prozent unseres Landes bedeckt hat. Den Römern war der Wald eine Stätte des Schreckens, und sie sind, wie Hausat bemerkt, auch nur da eingebunden, wo sie warme Quellen oder Erzlager anlockten, oder wo der Wald ihnen für strategische Zwecke tauglich erschien. Der Wald war ihnen höchst unheimlich und Ereignisse, wie die Schlacht im Teutoburger Wald, konnten natürlich auch nicht dazu beitragen, ihnen dieses Gefühl der Unheimlichkeit auszutreiben. Aber auch die Germanen selbst haben im Walde nicht gewohnt. Er war nach der Feind der Kultur, der Ort zauberischer, oft gefährlicher Gewalten. Im „Heliand“, also noch im 9. Jahrhundert, wird Wald und Wüste gleichgesetzt.

In jener Zeit wohnten die Menschen am Saum des Waldes, wenn sie auch ihre heiligen Haine in die Wälder verlegten. Allmählich drangen die Menschen von dem Saum des Waldes in das Innere vor, um Rodungen vorzunehmen, und die deutsche Waldgeschichte kennt zwei große Waldrodungsperioden, von denen die erste schon im 6. Jahrhundert beginnt und ihren Höhepunkt zur Zeit der Karolinger erreicht, während die zweite erst ungefähr um das 11. Jahrhundert einsetzt.

Der treibende Grund dazu war immer die zunehmende Bevölkerung und im engsten Zusammenhang damit die Beschaffung neuer Wohn- und Ackerbauflächen. Immerhin ist diese erste Periode von keinem nachhaltigen Einfluß und großer Ausdehnung gewesen. Es dürfte sich beispielsweise im Schwarzwald kein Ort finden, dessen Entstehung noch bis auf die Karolingerzeit zurückreichte. Karl der Große, dieser rationelle Oekonom seiner Länder, bestimmte, daß die Wälder und Forste seiner Länder gut in acht genommen würden, aber wo ein Platz zum Ausruhen sich eigne, da sollte ausgerodet werden. Wo indes Wälder nötig seien, da sei nicht zuzulassen, daß man sie zu sehr bebaue und verwüste. So nahm der deutsche Wald ums Jahr 1000 noch im wesentlichen seine alte Machtstellung ein, und Schlangen, Varen, Wölfe, Schwarzwild usw. kamen überreichlich in ihm vor und boten dem Jäger die beste Gelegenheit zur Ausübung des Waidwerks. Erst um das 12. Jahrhundert wurde hierin Wandel geschaffen. Zu jener Zeit entstanden die Städtenamen auf „roda“ oder auf „hagen“, ein Beweis, daß die Orte durch Rodung oder durch Eingegung entstanden sind. Nicht alle diese Orte haben sich, wie uns die Geschichte zeigt, dauernd erhalten. Daran waren größtenteils die Kriege schuld, insbesondere hat der dreißigjährige Krieg, so viel Schaden und Elend er auch übers Land brachte, das Verdienst, ein Förderer des deutschen Waldes gewesen zu sein, indem er ihm manche alte Fläche wieder zurückerobert hat, die bereits für ihn verloren war.

Vom 14. bis 18. Jahrhundert zeigt sich das Bestreben unserer Vorfahren, die Waldfläche zu erhalten und eine geordnete Forstwirtschaft zu betreiben. Aber selbst noch im 19. Jahrhundert hat

unserer Waldbholztill noch Wandlungen durchgemacht, und in seiner ersten Hälfte sind noch vielfach ausgedehnte Umwandlungen von Wald in Feld vorgenommen, auch die Rodungsverbote eingeschränkt oder gar beseitigt worden. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es dazu, nicht allein die vorhandenen Bestände zu erhalten, sondern selbst auf ihre Vermehrung hinzuwirken. Von 1878 bis 1900 hat sich die Waldfläche des Deutschen Reiches um circa 123 000 Hektar vermehrt.

Der Charakter des Waldes hat sich im Laufe der Jahrhunderte ebenfalls sehr verändert, besonders aber im Laufe der letzten Jahrhunderte, als im 18. das Nadelholz das entschiedene Uebergewicht in der deutschen Wald- und Forstwirtschaft erreichte. Nürnberg gehört das Verdienst, im 15. und 16. Jahrhundert eine planmäßige Verbreitung der Nadelholzzaat bewerkstelligt zu haben, und von Nürnberg bezogen damals zahlreiche andere Plätze ihre Fichten- und Kiefern Samen. Die Leichtigkeit, mit der sich Nadelholzjungwüchse erzielen ließen, war auch die Ursache, daß im 18. Jahrhundert große Aufforstungen erfolgten, vielfach auch an solchen Stellen, wo man besser den alten Laubholzbestand hätte aufrecht erhalten sollen. Hausrat hat treffend nachgewiesen, daß die einseitige Bevorzugung des Nadelholzes auch wirtschaftlich ein großer Fehler war, da die reinen Nadelholzbestände Vergiftungen durch Schnee, Beschädigungen durch Wind und Insekten in viel höherem Maße ausgesetzt sind, als der Laubholzwald oder Mischwald. Hat doch im Jahre 1898 ein Sturm in den Vogesen 4½ Millionen Kubimeter Nadelholz umgeworfen und eine Raupe in den Kiefernwäldern bei Nürnberg 1892 bis 1896 12 000 Hektar vernichten können. Wenn so die wirtschaftlichen Rücksichten deutlich genug das Ziel: „Zurück zum gemischten Wald“ predigen, so haben ja auch, wie wohl bekannt, die Vertreter der Forstästhetik mit Recht in letzter Zeit die gleiche Forderung erhoben. Dr. Rasser.

Kleines feuilleton.

Physikalisches.

Dr. G. Keller. *Verdengang der modernen Physik*. (343. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“. (113 Seiten.) Leipzig 1911. Preis geb. 1,25 M.) Es mag auf den ersten Blick scheinen, als ob das Studium des geschichtlichen Verdengangs der exakten Wissenschaften keine größere Bedeutung hat als etwa solche, die der trodene Gelehrtenkopf Wagner im „Faust“ in folgendem Satze ausdrückt: „es ist ein groß Ergehen... zu schauen, wie vor uns ein weißer Mann gedacht.“ Dem ist aber durchaus nicht so. Denn abgesehen davon, daß wir bei solchem Studium manche Zusammenhänge bloßlegen, die das materielle Leben der Menschheit mit ihrer Gedankenarbeit verbinden, hat das Eindringen in das geschichtliche Werden der Wissenschaft auch das nicht zu unterschätzende sachliche Interesse. Erfährt man, wie und unter welchen Umständen dieses oder jenes physikalische Gesetz zustande gekommen, bekämpft und verteidigt worden ist, so lernt man dadurch am besten nicht nur seine tatsächlichen Unterlagen kennen, sondern — was ebenso wichtig ist — auch die natürlichen Grenzen seiner Gültigkeit. Und die letztere Kenntnis ist nicht immer bei einem Fachgelehrten, geschweige denn bei einem Laien im genügenden Maße vorhanden.

So ist es durchaus zu begrüßen, daß der rührige Teubner-Verlag durch Herausgabe des Büchleins von G. Keller den weiteren Vorkreisen die Bekanntschaft mit dem geschichtlichen Zustandekommen der wichtigsten Lehren der modernen Physik zugänglich gemacht hat.

Chronologisch fängt das Werk mit dem XVII. Jahrhundert an, weil „das, was wir heute unter Physik verstehen, nur selten über das Jahr 1600 zurückreicht“. Da die Absicht des Verfassers, wie er im Vorwort bemerkt, darin bestand, das allmähliche Entstehen der physikalischen Hypothesen und Theorien darzustellen, so hat er fünggemäß die Gesamtheit der physikalischen Lehren in einzelne Abschnitte zerteilt, um auf diese Weise den roten Faden der Entwicklung jedesmal mit größerer Bestimmtheit bloßzulegen. So behandelt er, nach kurzen einleitenden Bemerkungen, die Wellenlehre, zuerst in ihrer allgemeinen Form, sodann in ihrer Anwendung auf die Lehre vom Schall. Dann folgen die Lehre vom Licht, Wärmelehre und Magnetismus und Elektrizität. Jedesmal wird die Entwicklung bis auf die modernen Anschauungen verfolgt; die Darstellung der radioaktiven Erscheinungen und der Ausfichten, die sie für die theoretische Physik eröffnen, krönt das gehaltvolle Werkchen. Nicht genug zu rühmen ist es, daß der Verfasser bei seiner Lesern immer nur wenig Vorkenntnisse voraussetzt und seine Darstellung frei von allem gelehrten Beiwerk hält. Die Form des mündlichen Vortrages (das Büchlein ist aus Volkshilbungsvorträgen hervorgegangen), die der Verfasser beibehalten hat, macht die Darstellung lebendig und frisch. V. Th.

Medizinisches.

Was ein Magen leisten kann. Die Gewohnheit, allhand Fremdkörper zu verschlucken, tritt in starkem Grade bei

Geisteskranken auf, in milderer Form aber auch bei gesunden Leuten und besonders bei Kindern. Im ganzen sehen sich die Ärzte ziemlich oft vor die Notwendigkeit gestellt, Fremdkörper im Magen eines Kranken zu vermuten und im Falle der Feststellung auf irgendeinem Wege zu beseitigen. Seitdem namentlich durch Willroth die Oeffnung des Magens zu einer fast völlig unbedenklichen Operation geworden ist, ist die Aufgabe meist nicht besonders schwer erfüllbar. Bekannt sind die zahlreichen Eingriffe dieser Art, bei denen aus dem Magen von Frauen Massen von Haaren entfernt wurden. Sie gelangen durch die abscheuliche Unsitte des Abbeißens der Zöpfe in den Magen und ballen sich dort zusammen, so daß ernstliche Störungen dadurch entstehen.

Bei Geisteskranken hat der Magen mitunter ganz außerordentliche Ansprüche zu erfüllen, weil allherhand Gegenstände, wie Knöpfe, Münzen, Nadeln, Nägel usw., verschluckt werden. Beschreibungen eines so abenteuerlichen Mageninhalts sind in der medizinischen Literatur nicht selten anzutreffen. Wahrscheinlich aber ist niemals zuvor ein solches Museum in einem Magen aufgefunden worden, wie es zwei amerikanische Chirurgen, Wandivert und Mills, aus dem Magen einer Geisteskranken zu Tage gefördert und im Journal der Amerikanischen Medizinischen Vereinigung beschrieben haben. Hier hatte die Gewohnheit, alle möglichen Gegenstände zu verschlucken, einen solchen Grad angenommen, daß auch entsprechend außerordentliche Folgen eintreten. Die Kranke war eine Mulattin, die im Alter von 33 Jahren in ein staatliches Irrenhaus aufgenommen war. Ihr Leiden erschien zunächst lediglich als eine Folge von Kokain- und Morphiummißbrauch. Sie erregte nicht besonderes Aufsehen und machte ihren Ärzten und Wärtern verhältnismäßig wenig zu schaffen. Namentlich war ihr Schlaf und ihre Ernährung durchaus zufriedenstellend. Erst nach sechs Jahren begann sie zu kränkeln, und nach einem weiteren Jahr starb sie unter Erscheinungen, die eine Nierenentzündung vermuten ließen. Jene Erkrankung des Magens stand durchaus nicht unter Argwohn, da sie noch bis auf die letzten Tage Speisen mit Lust zu sich genommen hatte. Um so größeres Erstaunen mußte der Befund hervorufen, der bei der Untersuchung ermittelt wurde. Der Magen zeigte an einer Stelle eine auffällige Aufreibung, die bald als eine Ansammlung von Fremdkörpern erkannt wurde, die Magenwand war mehrfach von den Spitzen scharfer Gegenstände durchbohrt. Dennoch schien dadurch die Magentätigkeit nicht in nennenswertem Maße beeinträchtigt gewesen zu sein. Die Anzahl von Fremdkörpern, die sich in der Geschwulst zusammengefaßt hatten, wog nach sorgfältiger Wäschung rund 5 Pfund. Darin waren u. a. vorhanden 453 Nägel, 42 Schrauben, 5 Zerkloßelgriffe, 5 Fingerhüte, 63 Knöpfe, 105 Sicherheitsnadeln, 115 Haarnadeln, 52 Teppichstifte, 136 gewöhnliche Stednadeln, 37 Nähnadeln, 37 zerbrochene Haken, eine 4 Fuß lange Schnur aus kleinen Perlen, 70 größere lose Perlen, 85 kleine Steine und Glasstücke und viele andere Metallstücke, 148 Traubenkerne und andere kleine Samen. Im ganzen wurden 1446 einzelne Gegenstände gezählt. Daß eine so ungeheuerliche Menge von Fremdkörpern, zum Teil gefährlicher Art, im Magen vorhanden sein kann, ohne die schwersten Folgen für Gesundheit und Leben herbeizuführen, ist eine schier unglaubliche Erfahrung.

Technisches.

Eine Meisterleistung der Uhrmacherkunst. Für eine Versicherungsgesellschaft in Liverpool wird gegenwärtig in den Faraday-Werkstätten in Leiceofter eine Riesenuhr gebaut, die nicht nur durch ihre gewaltigen Maße bemerkenswert ist, sondern auch eine ganz außerordentliche Feinheit der Ausführung zeigt. Wenn die Uhr an Ort und Stelle auf dem Turm des Gebäudes jener Gesellschaft angebracht sein wird, so wird sie 72 Meter über der Straße thronen. Ihre vier Zifferblätter messen über 8 Meter, die Länge der Minutenzeiger ist 4,53 Meter, deren größte Breite 0,914 Meter. Die zwölf Ziffern haben eine Länge von 1 Meter, und der Kreis, der die Minutenstriche enthält, mißt 21,21 Meter. Diesen Größenverhältnissen entsprechen natürlich die Gewichte; so wiegt z. B. jedes Zifferblatt 3 Tonnen. Ihre Hauptorgane haben aber die Erbauer dieser gewaltigen Uhr darauf gerichtet, die schädlichen Wirkungen der Witterung abzuwehren und eine Genauigkeit zu erzielen, die der der besten Präzisionsuhren gleichkommt. Man hat daher verschiedene neue Einrichtungen getroffen, deren wichtigste, „Waiting-train movement“ genannt, den Zweck hat, den Zeigern eine gleichmäßige, ununterbrochene Bewegung mitzuteilen, statt der rudweisen, die bei den gewöhnlichen elektrischen Uhren üblich ist. Das Mittel dazu ist ein besonderer Motor mit langsamem Gange, der die Drehungen der Zeiger bewirkt und den ein sehr präziser Apparat reguliert. Dieser letztere, der „Zeitsender“, ist durch einen besonderen Draht mit dem Observatorium in Greenwich verbunden. Die vier Zifferblätter werden elektrisch erleuchtet, und zwar werden die Lampen bei der sinkenden Dämmerung automatisch aufflammen und am Morgen von selbst erlöschen; der hierzu eingebaute Mechanismus reguliert sich selbst je nach der verschiedenen Länge des Tages im Laufe der Jahreszeiten. Die Uhr bedarf keinerlei Kontrolle; die Erbauer haben die Präzision so weit getrieben, daß im Verlaufe von dreißig Jahren auch die automatische Regelung der Erleuchtung nur eine Abweichung von 10 Minuten aufweisen wird. Die Riesenuhr wird, wie die „Nature“ berichtet, sehr bald an ihren Platz gebracht werden.